

Von gebildeten Ärzten & eingebildeten Kranken

Bilanz eines Phänomens / Von Kathy Zarnegin

Eine Klinik in den Tropen

Seit sich das Fernsehen der Produktion des seriellen Arztromans zugewendet hat, ist die von Gebildeten oftmals verachtete triviale Textsorte zu einem öffentlichen Symptom avanciert. Der prominente Held im weissen Kittel und schnellen Auto – so das allgemein propagierte Bild – ist aus den derzeitigen Fernsehprogrammen nicht wegzudenken. Täglich strahlen allein die deutschsprachigen Fernsehkanäle bis zu vier Arztserien aus. Einzig übers Wochenende verringern die Fernsehzürte ihren Einsatz; an diesen Tagen muss man mit bloss zwei Serien am Tag auskommen. Die Frage drängt sich also auf: Wen oder was heilt die Medizin im Fernsehen? Wie sonst in der medizinischen Praxis ist auch in der Fernsehpraxis der menschliche Körper der heimliche Agent und Schauplatz des Geschehens. Doch geschieht die Inszenierung körperlicher Sensationen im visuellen Bereich des Fernsehens im Unterschied zur medizinischen Realität auf eine aseptische Art und Weise. Die sterile Atmosphäre der Klinik wird durch einen reizvollen Schlüssellockeffekt verherrlicht. Die schauerhaften Implikationen des menschlichen Körpers kommen also in den Arztserien nicht in natura vor.

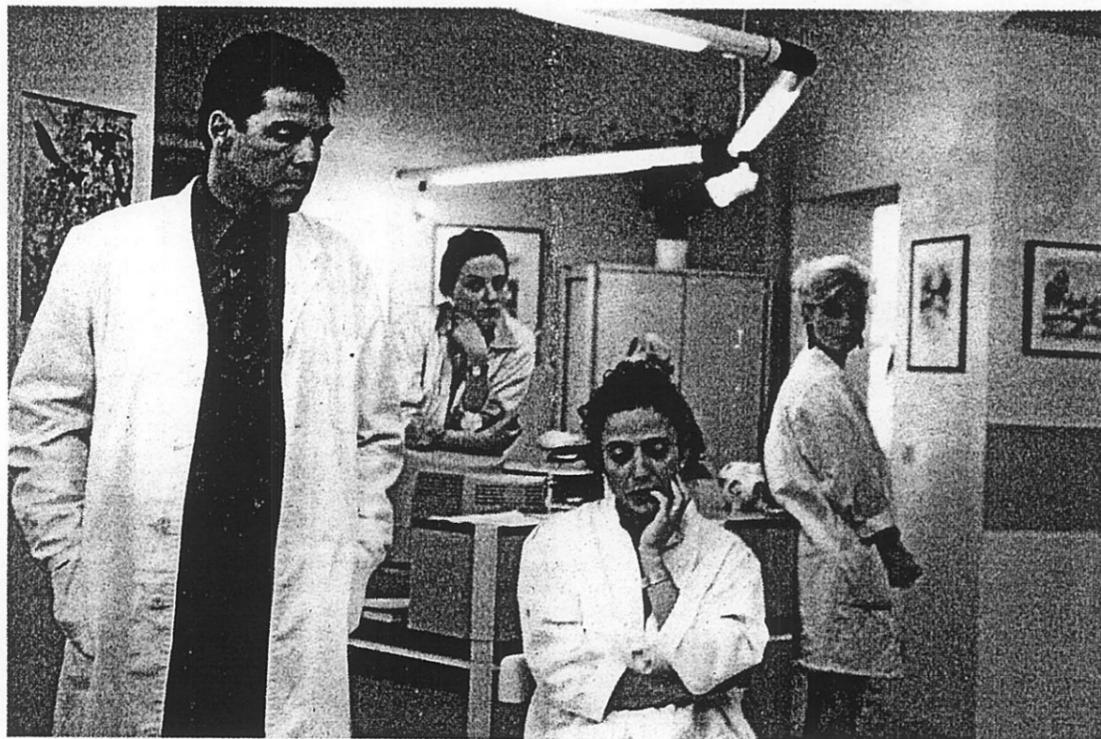
Durchs Schlüsselloch sieht man eben nur einen Ausschnitt, der Rest wird der Phantasie der Voyeure überlassen. Kein heftiges Blutvergiessen, kein Gestank, kein Schmerz, kein Blick auf die Innereien nach dem furchterregenden Einsatz eines Skalpells – die effektive Leistung dieses letzteren wird geradezu immer durch einen Schnitt im Film selbst verdeckt.

Das höchste Leid wird im Fernsehspital durch das ominöse Elektrokardiogramm (kurz: EKG) symbolisiert: je nach Zustand ein regelmässiges oder unregelmässiges Piepen oder eben: der Pfeifton. Der Bildschirm, weit davon entfernt den klinischen Alltag einfach nur wiederzugeben, leistet vor allem eines: Er schirmt die Zuschauerinnen und Zuschauer vor dem Anblick körperlichen Leidens ab. Es ist also eine Frage wert, sich zu überlegen, warum der Körper, als exklusiver Ort des Leidens und des Geniessens, im Fernsehen nur als die Bühne des Geniessens inszeniert wird. Mit anderen Worten, warum wird der für die Medizin interessantere leidende Körper für den Fernseharzt, damit aber auch für das Publikum, zu einem öffentlichen Medium des Genusses?

Gewisse Charakteristika des Genres legen die Vermutung nahe, dass das Geschlechterverhältnis für das heimliche Geniessen dieser Art von Serien verantwortlich ist. Merkmale wie die erotische Suggestion, die Typisierungen des Arztes als anerkanntes Neutrum und unglücklicher Mann und die Verharmlosung

Held im Fernsehen

Keine beliebtere Fernsehfigur scheint es im Augenblick zu geben als den Arzt – mehrmals wöchentlich flimmern Filmserien über den Bildschirm, in denen er die Hauptrolle spielt. Was der Arzt und in einem Fall sogar eine Ärztin zu bedeuten hat, über die reine Spielhandlung hinaus, das unterzieht der Essay von Kathy Zarnegin einer eingehenden Analyse.



«Sprechstunde: Frauenarzt Dr. Markus Merthin»: Der Arzt ist, was immer er auch tut, vor allem eines: Arzt. Er kann gar nicht mehr Nicht-Arzt sein. Copyright SF DRS

der Frau gehören neben anderen zu diesem Komplex und werden in der Folge skizziert.

Erinnern wir uns: Alles begann mit der «Schwarzwald Klinik». Obwohl die berühmteste Serie des Genres in mancher Hinsicht aus der Reihe der Fernsehspitaler tanzt, zeigt auch sie, inwiefern das Verhältnis der Geschlechter für den Erfolg solcher Produktionen entscheidend ist. Der Gigoloarzt aus der besagten Serie, mit bürgerlichem Namen bekannt als Sascha Hehn, bewies seine angeborene Beliebtheit bei den Frauen dadurch, dass er zusätzlich zu seiner Rolle in der «Schwarzwald Klinik» eine eigene Serie (sprich: Praxis) mit einer spezifischeren Berufung bekam. Die Rede ist von der «Sprechstunde» beim «Frauenarzt Dr. Markus Merthin» – der Dokortitel scheint übrigens auch im Fernsehen unvergänglich zu sein. Interessant ist, dass derselbe Schauspieler kurz zuvor noch als Steward auf dem «Traumschiff» zu bestaunen war – auch hier allerdings schon in weisser Uniform.

Dass der tiefere Sinn der Arztserien in äquatorialen Bereichen zu suchen ist, wurde vor einiger Zeit deutlich, als die «Schwarzwald»-Serie in wärmere Gefilde verlegt wurde. «Klinik unter Palmen» war eine dreiteilige Satellitensendung der Klinik unter Tannen mit dem unverwundlichen Klausjürgen Wussow bzw. Herrn Prof. Brinkmann in der ewigen Rolle eines Gottes in weiss.

Die Verschiebung von «Schwarzwald» auf «Palmen» – tatsächlich war die Klinik auf einer der Karibikinseln situiert – erlaubt einige Deutungen, die sich gemäss der Intertextualität des Fernsehens auch auf andere Arztserien übertragen lassen. Die Verschiebung zeigt zum einen, dass die Klinik als Ort von exotischer Natur ist – ob nun im Schwarzwald oder in den tropischen Wäldern: Sie ist im Grunde ein Dschungel. Mit der Andeutung von Exotik lässt sich die Anspielung auf Erotik kaum vermeiden. Durch diese Konnotation erscheint die Klinik als ein heisser Wald der Begegnungen, als ein dunkler Ort der Verirrungen.

Die klimatische Eigenheit der Arztserien ist überhaupt ein Kapitel für sich, denn das Wetter scheint in den deutschsprachigen Produktionen des Genres fast immer tropisch

zu sein. Die Serie «Der Landarzt» beispielsweise, die ja auf dem Land, und zwar in dem flachen Norddeutschland spielt, bekommt vom sonst üblen Wetter des Nordens keinen Wind.

Regelmässig sieht man wie der Arzt, Dr. Deschner, samt Crew beim Sonnenlicht am Ufer des Sees sich mit heiteren Strandspielen vergnügt. Auch steht bei «Dr. Stefan Frank» in Bayern die Sonne ständig hoch am Himmel. Wie auch immer: Die Klinik in den Tropen lässt vermuten, dass die Klinik selbst ein Tropus ist, ein bildliches Gefüge, wie die Rhetorik lehrt. Die Namensverwandtschaft von «Schwarz»/Wald und «Urwald» legt es nahe, die «tropische» Klinik als ein Gemälde zu betrachten. Die «Schwarzwald Klinik» bringt somit allein durch ihren Titel zum Ausdruck – und dies gilt, wie zu zeigen sein wird, auch für andere Serien –, dass medizinische Lokalität im Fernsehen als das – wenn auch dunkle – bildliche Äquivalent eines Diskurses gelesen werden kann, der durchaus auch ausserhalb des Fernsehens zu verfolgen ist. Doch darauf komme ich später zurück. Ob nun «Side Effects», «Hallo, Onkel Doc», «Chefarzt Trapper John», «Praxis Bülowbogen», «Emergency Room» oder «Von Arzt zu Arzt», ein konstanter gemeinsamer Nenner der Arztserien ist, wie der Untertitel von «Dr. Stefan Frank» nahelegt, dass dem Fernseharzt ganz besonders «die Frauen vertrauen». Damit scheint das Schicksal des Fernseharztes als eines notorischen Geniesers besiegelt zu sein.

Was genießt der TV-Arzt?

«Sprechstunde: Frauenarzt Dr. Markus Merthin» wie auch «Dr. Stefan Frank» – der Arzt, dem die Frauen vertrauen, zeigen am deutlichsten, welch intimes Band den (Fernseh-)Arzt mit seiner Umgebung verbindet. Das Auftauchen des Vornamens im Titel lässt den Eindruck entstehen, es handle sich um einen Bekannten aus der Nachbarschaft wie etwa den Krämer aus der «Lindenstrasse». Gleichwohl präzisieren die vorangestellten akademischen Titel, dass die propagierte Intimität nicht unverdient ist. Der Dokortitel sorgt für den nötigen Respekt. Es ist eben

kein Krämer, sondern ein Doktor, darin liegt der ganze Unterschied. Die genaue Fachbezeichnung beim ersten und die frivole Umschreibung des Berufes im Untertitel beim zweiten charakterisieren die beiden Ärzte näher, sie verhüllen sie aber auch in einer Aura der Gemütlichkeit, denn schliesslich haben sie beide mit Frauen zu tun.

Wer jedoch in exklusiver Form das Vertrauen der Frauen – welch herrliche Homophonie der «auen»! – genießt, der gilt nicht nur als ein beneidenswerter Geniesser, sondern auch als ein Kenner. Der, dem die Frauen vertrauen, ist eingeweiht in den dunklen Kontinent, in das Rätsel der Frau. Das Wissen um die Frau aber ist gleichzusetzen mit dem Wissen um das Rätsel ihres Geniessens.

Allein deswegen haftet den beiden Ärzten ein beinahe okkultisches Wissen an, welches beide zu mächtigen Figuren macht. Nun ist es im Falle von «Dr. Stefan Frank» keineswegs so, dass er nur mit Frauen zu tun hätte. Lange Zeit hätte man zwar meinen können, dass diese im Titel betonte Ausschliesslichkeit daher rührt, dass auch er ein Spezialist für Frauenkrankheiten ist. Man sah etliche Male, wie der Arzt Schwangere behandelte, wie er eigenhändig Neugeborene aus dem Mutterleib herauszog. Bis eines Tages, als Frank eine neue Praxis bezog, die Kamera immer wieder auf das Schild an der neuen Adresse aufmerksam machte. Es wurde klar, dass Herr Doktor im Grunde ein Allgemeinarzt ist. Ihm vertrauen demnach – das wird aber erst im Film sichtbar – alle möglichen Kreaturen. Die unheimliche Allwissenheit von «Dr. Stefan Frank» wird, wie schon angedeutet, durch die einseitige Betonung seiner Vertrauenspartnerinnen vorweggenommen. Im Unterschied zu allen anderen Ärzten – vielleicht den wirklichen – ist «Dr. Stefan Frank» einer, «dem die Frauen vertrauen». Die exotische Begegnung zwischen Fernseharzt und Fernsehpublikum geschieht demnach in den Arztserien nicht einfach zwischen dem Arzt und seinen Kranken, sondern sie verläuft über das Medium der Frau. Doch was macht den Fernseharzt so vertrauenswürdig?

Dem Fernseharzt ist Erfolg und Vertrauen garantiert, weil dieser nicht anders kann, als Arzt zu sein. Das ist

haargenau aus dem Leben gegriffen: Der Arzt ist, was immer er auch tut, vor allem eines: Arzt – Wussow und Hehn demonstrieren dies in verschiedensten Serien. Wo auch immer sie auftreten, sie können gar nicht mehr Nicht-Arzt sein. Einmal Arzt, immer Arzt – das gilt auch im Fernsehen. «Dr. Stefan Frank» zeigt jedoch, dass man durchaus auch auf anderen Wegen zum ewigen Vertrauen gelangen kann.

Denjenigen, die diese Figur kennen und sich seit langem schon die Frage gestellt haben, woher ihnen das Gesicht des Doktors bekannt vorkomme, kann nun geholfen werden. «Dr. Stefan Frank» hat nämlich verblüffende Ähnlichkeiten mit dem österreichischen Alt-Schlagerstar Peter Alexander. Es wird denn wohl kein Zufall sein, dass der Arzt wie sein Vorbild einen Namen trägt, der im Grunde aus zwei Vornamen besteht. Auch dieser Umstand – anstatt eines Vornamens und eines Namens zwei Vornamen zu haben – verbreitet eine intime Atmosphäre um ihn herum. Ob «Stefan» oder «Frank», im Grunde duzt man ihn. Dass das Duzen bei «Dr. Stefan Frank» stark durch die Struktur seines Namens motiviert ist, bestätigt sich nicht zuletzt auch darin, dass dieser selbst seine Rede mit den Anvertrauten stets mit dem Wörtchen «Du» einleitet. «Dr. Stefan Frank» vertrauen die Frauen also, weil sie ihn unbemerkt duzen dürfen und weil er selbst vorzugsweise duzt.

Der hippokratische Eid verpflichtet den Arzt – auch die Ärztin – zur absoluten Integrität seiner Person. Nichts darf ihn von seiner Tätigkeit als Arzt abbringen, wenn er verlangt wird – am wenigsten seine persönlichen Neigungen. Die Absage an die Emotionalität sowie das berechnete Selbstverständnis der Medizin als einer Wissenschaft und der damit einhergehende Anspruch auf Wahrheit bewirken, dass der Arzt als Garant für Vernünftigkeit und Wahrheit steht; seine Rolle als Retter macht aus ihm den Ritter der Wissenschaften. Damit soll behauptet werden, dass das Begehren des Arztes eines ist, welches sich auf der Folie des medizinischen Diskurses zeichnet. Dieser jedoch beruht auf der strikten Ausschliessung des Begehrens selbst.

Der Preis für den Verzicht auf das persönliche Begehren liegt in den spezifischen Befriedigungen, welche die Ausübung der Medizin mit sich bringt. Diese Befriedigung findet sich zwar im Körper des Kranken, ohne dass damit gesagt wäre, dass sich die Medizin für den Körper des Kranken interessiert. Der Körper des Kranken, so der französische Arzt und Psychoanalytiker Jean Clavreul in seinem Buch «L'ordre médical», ist nur das, was übrig bleibt, wenn die Krankheit nicht mehr da ist. Mit anderen Worten: das Begehren des Arztes hat die Krankheit zum Objekt und nicht den Menschen.

Sowohl die Krankheit als auch der Mensch lassen sich jedoch nur über den Körper lokalisieren. Und gerade diese mediale Funktion des Körpers verhindert, dass er nicht nur Ort des Leidens, sondern auch – und vor allem – der Ort des Geniessens ist. Darauf machen, wie zu zeigen sein wird, die Frauen in den Arztserien aufmerksam. Die summarische Notiz über den etablierten medizinischen Diskurs, wovon die Arztserien reichlich gespeist sind, ist hier von Bedeutung. Denn auch beim Fernseharzt ist seine Integrität ein weiterer Garant für die Vertrauenswürdigkeit. Bleibt bloss zu untersuchen, wie diese vermittelt wird.

Das Opfern der persönlichen Neigungen zugunsten einer rechtschaffenen, nüchternen und bisweilen auch kaltblütigen Haltung des Arztes wird in den meisten Serien durch einen Mangel zum Ausdruck gebracht. Zusätzlich zu den nachgeäfften ärztlichen Attitüden deutet ein Faktor ganz besonders darauf hin, warum der Arzt so ist, dass ihm alle Welt bzw. die Frauen vertrauen. Dieser Faktor besteht im Fehlen persönlicher Beziehungen zu einer Frau und im Fehlen stabiler familiärer Verhältnisse.

Der Fernseharzt lebt in einer zerrütteten Ehe wie «Dr. Markus Merthin», oder er ist geschieden wie Dr. Deschner in der Serie «Der Landarzt». Auch das irdische Glück, welches «Dr. Stefan Frank» zuteil wurde, erwies sich von kurzer Dauer: Er war, noch im besten Alter, von den

Vorzügen einer süßen, ihn abgöttisch bewundernden jüngeren Krankenschwester namens Eva derart verzückt, dass er ihr den Heiratsantrag machen musste. Das glückliche Paar heiratete und arbeitete weiterhin in derselben Klinik, Eva von neidischen Krankenschwestern umgeben und Dr. Frank von ihm begehrenden Patientinnen. Doch die unerbittliche Logik des Drehbuches erteilte dem Arzt die Lektion, dass das Leben als Arzt mehr ist, als Verheiratetsein: Evchen erlag urplötzlich einem Hirntumor und Dr. Frank wusste einmal mehr, warum er Arzt geworden war, nämlich um wieder mit seinem Vater – auch ein Arzt – zusammenzuleben und seiner Arbeit nachzugehen. An der Seite des Fernsehartztes steht selten jemand, am allerwenigsten eine Partnerin. Das Schicksal ist nicht gerade zart zum Arzt: Sein Pflichtbewusstsein ermöglicht ihm keine ausserberufliche Verbindung; verheiratet ist er im Grunde mit seinem Job.

Fassen wir zusammen: Was den Fernseharzt und mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht nur diesen begehrenswert macht, ist, dass er etwas genießt, was einen ausschliesslichen Charakter hat. Dieses etwas ist gleichzusetzen mit der medizinischen Praxis, vor welcher ein jeder Nicht-Arzt als Unwissender dasteht. Natürlich gilt diese Dichotomie bei jeder anderen Wissenschaft auch. Aber nirgends stehen sich die beiden Opponenten (Fachmann/Laie) so unvermittelt gegenüber, wie dort, wo es um Leben und Tod geht.

Der Arzt genießt einzig die Medizin, und das bedeutet buchstäblich, dass sein einziges Übertragungsmittel allein in dieser zu suchen ist, das heisst: im Medikament, im Verschreiben einer Rezeptur. Damit lässt sich die Sehnsucht der typischen Fernsehpatientinnen und -patienten nach einem Heilmittel – jenseits des natürlichen Wunsches, gesund werden zu wollen – auch deuten. Im Medikament ereignet sich nämlich die Vereinigung des Arztes mit seinen Kranken. Wohl verstanden eine symbolische Vereinigung, die wie die meisten Rituale im Akt des Einnehmens, des sich Sich-Einverleibens kulminiert. Die Einnahme des Medikaments gleicht damit jener der geweihten Oblate, welche, nehmen wir noch das Ritual der Blutentnahme hinzu, das heilig-heilsame Band, die Kommunion zwischen Arzt und Patient stiftet.

Die Frau: Passio ex machina

Wesentlich einfacher ist es hingegen, die Rolle der Frauen in solchen Serien zu beleuchten. Die Frauen um die TV-Ärzte herum erscheinen nämlich als die Inkarnation der Geilheit und Hohlheit und nicht nur entweder oder, sondern oft sogar beides in einem. Eine Frau, sucht sie ihren Arzt auf, will immer das Eine oder vielmehr den Einen. Bei Dr. Deschner beschwert sich beispielsweise eine hochbetagte Frau darüber, dass sie die «Vogelstimmen» nicht mehr höre. Der Arzt, um die Aussagen seiner Patientin zu überprüfen, spielt spontan einen «Vogel», worauf auch die Patientin zu trillern beginnt. Wir lernen: Der Arzt ist in der Wahl seiner Medikamente erfinderisch und in der Not greift er auch schon mal zu «Zauberflöten». Auch ist in der selben Serie oft zu sehen, wie sich Frauen – selbst eine Achtzigjährige scheut sich nicht davor – dem Arzt anbieten, was sich oft dadurch ankündigt, dass sie von ihm geduzt werden möchten – in diesem Punkt hat es «Dr. Stefan Frank» leichter. Dieser lapidare Befund über den in den trivialen Serien dominierenden Frauentypus mag vorerst nicht überraschen.

Viel erstaunlicher ist das Ganze jedoch, wenn wir nun fragen, wie es um die Persönlichkeit der Ärztinnen in solchen Serien bestellt ist. Die einzige Ärztin, die eine Titelrolle beschert und die zwei Mal am Tag im Fernsehen zu konsultieren ist, ist «Dr. Quinn – die Ärztin aus Leidenschaft». Während also ein Arzt das Sinnbild der Rationalität und Nüchternheit darstellt, ist eine praktizierende Ärztin ein Ausbund an Leidenschaftlichkeit. Alles in allem hat «Dr. Quinn» im Vergleich zu ihren männlichen Fernsehkollegen ein härteres Leben. Damit die reiz-

volle Gegenüberstellung Arzt/Krankener bei ihr zur Geltung kommt, ist ihre Praxis im wilden Westen situiert. «Dr. Quinn» ist umgeben von vorbereitenden Cowboys und wilden Pferden und lauter ungebildeten Frauen und noch mehr Männern, die sich galant zu ihr verhalten.

Dass sie aus Leidenschaft Ärztin geworden ist, zeigt sich darin, dass auch sie – wie ihre männlichen Kollegen – sehr viel arbeitet. Allerdings nicht nur im medizinischen Bereich, sondern auch zu Hause, wo sie einen Haushalt für ihre adoptierten Kinder in Schwung halten muss. Während also «Dr. Stefan Frank» in der Freizeit vorzüglich mit seinem Citroën DS in der Gegend

denbach, die Ärztin aus der Serie «Dr. Stefan Frank», vor, dass man ausgerechnet in Bayern – und das ist nicht aus dem Fernsehalltag übernommen –, wo die Universitätsangehörigen sich regelmässig einem Aids-Test unterziehen müssen, damit ihre Stelle verlängert werden kann, als Ärztin durchaus mehr als ihren Ruf aufs Spiel setzt, um Leidenschaftlichkeit an den Tag zu bringen. Verheiratet mit einem älteren, sie liebenden, reichen Mann, der in der «Schwarzwald Klinik» den Nachbarn der Brinkmanns darstellt, hat die Fernsehärztin nur eines im Kopf: die Männer und am meisten ihren früheren Geliebten Dr. Frank, Stefan Frank. Nichts lässt sie vom Versuch abbringen, von der

sich nämlich auf einen wichtigeren Sachverhalt verweisen. Während für gewöhnlich dem Mann sexuelle Aggressivität zugesprochen wird, sind es in solchen Serien Frauen, d.h. Ärztinnen, die die Rolle der zur Sublimation unfähigen Triebwesen übernehmen. Die gefühlvollen, nach Leidenschaft dürstenden, für eine Affäre stets im Einsatz bereitliegenden Ärztinnen zeigen also auch dies: Wenn sich die Frau des Wissens und der Kompetenz bemächtigt, dann ist sie wie der Mann ein sexuell und auch sonst souveränes Wesen. Die zur Schau gestellte Dominanz des weiblichen Begehrens erlaubt es nämlich erst, die Frau als Subjekt in der medizinischen Praxis wahrzunehmen, ob-

jenseits der Doktorspiel-Phantasien, die sie bestimmt auch evozieren, vor allem damit begründet werden, dass sie die Todesphantasien der Zuschauerinnen und Zuschauer mehr oder weniger direkt ansprechen. Ansonsten wäre es schwer erklärbar, warum das Publikum beim Anblick der medizinischen Szenarien Lust empfindet, während die meisten Menschen den Besuch bei ihrem Arzt als unangenehm, den Spitalaufenthalt gar als schrecklich empfinden.

Der Besuch beim Arzt ist oft von un-guten Gefühlen geprägt, weil der kranke Mensch dem Arzt, seinem Wissen, ausgeliefert ist. Während beim Mediziner das Wissen und die Person, die dieses Wissen repräsentiert, eine unauflösliche Symbiose eingehen – man steht primär vor einem Arzt und nicht vor einem Mann –, steht (bzw. liegt) der kranke Mensch als ein völlig gespaltenes Subjekt da: als Krankheit und Mensch.

Die Krankheit des Kranken ist jedoch zu unterscheiden von der Krankheit der Medizin. Über die Machtsituation sagt Clavreul, dass die medizinische Gemeinschaft mächtiger sei als der mächtigste Diktator und manchmal sogar ähnlich grausam. Mit einem Unterschied jedoch, wie er selbst hinzufügt: Man kann der medizinischen Macht nicht widerstehen, weil man dazu buchstäblich keinen Grund hat.

Was im medizinischen Diskurs von entscheidender Bedeutung ist, ist die Kenntnis einer artikulierten Ordnung von Zeichen. Die Konstitution des Zeichens, könnte man sagen, macht die Charakteristik dieses Diskurses aus. Damit ist aber auch gesagt, dass die Diagnostik eine Sache der Beherrschung ist und sich weniger dem berühmten Blick des Arztes verdankt. Krankheitssymptome hätten demnach ohne medizinische Intervention und Interpretation keine Bedeutung im Sinne einer Information. Das ist der Grund, warum der Diskurs des Arztes am stärksten demjenigen ähnelt, welcher nach den von Jaques Lacan entwickelten Diskursmodellen der «Diskurs des Herrn» genannt wird. Der Diskurs des Herrn ist – das Alte Testament bringt hierfür das älteste Beispiel – ein erhabener Diskurs. Im Fernsehen wird dieser Diskurs jedoch banal, weil das Erhabene im Verschweigen des Wissens, im Hüften des Geheimnisses, mehr noch: in der Aufrechterhaltung des Gegensatzes beruht. Gerade dieses entscheidende Moment, das die Autorität und Souveränität des Arztes und der Ärztin begründet, wird in der filmischen wie auch literarischen Darstellung jedoch zunichte gemacht.

Demzufolge ist es nicht der Anblick der medizinischen Bühne an und für sich, der die Arztserie für viele so aufregend macht. Wäre es so, dann könnte dem durch mehr Dokumentarserien über die medizinischen Errungenschaften unserer Zeit abgeholfen werden. Es gibt also nebst allen Aspekten, die hier gestreift wurden, etwas ganz anderes, das zur Beliebtheit des Fernsehartztes beiträgt, das ist: die untypische Darstellung der Figur des Arztes.

Der Fernseharzt ist nämlich nicht nur Arzt als Repräsentant von Kompetenz, sondern er ist zusätzlich zu seiner Rolle als Arzt bzw. mehr sogar als diese ein gefühlvoller Mensch. Der TV-Arzt gewährt Einblick in sein Geheimnis, das macht ihn zwar sympathisch, hat allerdings auch seinen Preis. Der Napoleon zugesprochene Spruch ist zwar alt, aber auch hier noch gültig: «du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas». Dieser unerträglichen Nähe von höchster Banalität und letzter Wahrheit, welche das unentrinnbare Schicksal des Fernsehartztes zu sein scheint, hat Roland Kaiser im Titel song von «Dr. Stefan Frank» seine herzerreissende Stimme geliehen: «(piano) Ein Ende kann ein Anfang sein – auch für dich/ (allegro) Alles, was du willst/liegt in meinen (oder deinen?) Händen/Es beginnt die Wirklichkeit/Wenn die Träume enden.»

Literaturauswahl
Jean Clavreul: L'ordre médical. Paris 1978.
Michel Foucault: Die Geburt der Klinik. Frankfurt a. M.
Lucien Israël: Le Médecin face au malade. Bruxelles 1968.
Platon: Charmides. In: Gesammelte Werke. Bd. 1. Hamburg 1966.



«Dr. Stefan Frank – der Arzt, dem die Frauen vertrauen». Der, dem die Frauen vertrauen, ist eingeweiht in den dunklen Kontinent, in das Rätsel Frau.

herumkutschiert, sieht man «Dr. Quinn» beim Kochen, Putzen und sonstigen Freuden des Haushalts. Eine handfeste Zeugin für «Dr. Quinn» Leidenschaftlichkeit ist ferner die stets einsatzbereite Träne in ihren gefühlvollen Augen.

Dass die Leidenschaftlichkeit der Ärztinnen keineswegs nur als naive Variante der Gefühlsbetontheit zu verstehen ist, ist wiederum der vielseitigen Serie «Dr. Stefan Frank» zu entnehmen. Während Dr. Frank die Güte und Integrität kombiniert mit fachlicher Kompetenz in Person darstellt – «Frank» bedeutet ja auch ehrlich – und sich sogar als Anwalt der Gerechtigkeit aktiv in das Leben seiner Mitmenschen einmischt, ist in derselben Serie einer Figur zu begegnen, die in allem das Negativbild von Dr. Frank darstellt. Man sieht diese Antiheldin zwar selten in beruflichem Einsatz, aber irgendwie erstaunt es einen doch zu erfahren, dass auch sie eine Ärztin sein soll.

Für Dr. Quinn stellt in ihrer Kaktuslandschaft ein Lächeln oder ein Tänzchen das höchste aller Sensationen dar. Indes führt Frau Dr. Kar-

körperlichen Gunst des einstigen Geliebten zu profitieren. Dafür unternimmt die Ärztin, die man sogar in der Klinik ganz im Gegenteil zu ihren Kollegen und Kolleginnen fast nie im weissen Kittel sieht, buchstäblich alles: Alle, einschliesslich ihr Mann, dulden das aggressive Begehren dieser hyperleidenschaftlichen Ärztin, die nebenbei bemerkt, in ihrem Büro eine Bar besitzt, auf die man neidisch werden könnte.

Das Motiv der weiblichen Leidenschaftlichkeit, das seinen höchsten Ausdruck in der Figur der Ärztin finden soll, lässt einige Schlussfolgerungen zu: Zum einen bestätigt es die Beibehaltung der trivialen Vorstellung von Mann bzw. Arzt = ratio und Frau bzw. Ärztin = Gefühl. Damit wird sichtbar, dass die Protagonisten und Protagonistinnen solcher Serien, also der Arzt und die Ärztin, klischierte Urmodelle von Mann und Frau repräsentieren. Es wäre jedoch fatal zu übersehen, dass dieses Schema mehr beinhaltet als nur das stigmatisierte Geschlechterverhältnis. Mit einer subtilen Umkehrung der Vorzeichen lässt

wohl es, wie Molière einst seinen eingebildeten Kranken sagen liess, der Bart ist, der über die Hälfte den Arzt ausmacht. Gerade durch die Radikalisierung des klischierten Geschlechterverhaltens wird sichtbar, dass die medizinische Praxis ein Diskurs ist, das heisst ein Schlachtfeld der Macht. Die multiplizierbare Einfachheit, das phantasmatische Potential, die Harmlosigkeit und damit auch der Erfolg des trivialen Genres beruht also auf der unheimlichen Tatsache, dass diese Darstellung ohne Geschlechtlichkeit auskommt. Die Polarisierung ereignet sich mithin nicht zwischen Mann und Frau, sondern zwischen Medizin und Krankheit. Was hier die Kluft zwischen den beiden Polen ausfüllt, ist der Mensch.

Zum Diskurs des Herrn

Im Mittelalter waren die Friedhöfe Schauplätze der Lust. Man spazierte und vergnügte sich am Ort der Vergänglichkeit. Heute sind es die Warenhäuser und die Supermärkte, künstliche Grünanlagen unserer Zivilisation, in denen dem flanierenden Menschen am ehesten zu begegnen ist. Ihren aktuellsten Ausdruck findet diese Profanisierung des Todes darin, dass man im Basler Kantonsspital dazu übergegangen ist, die Patienten und Patientinnen nurmehr als Kunden und Kundinnen anzusprechen. Dürfen wir also umgekehrt daraus schliessen, dass sich die eigentlichen Patientinnen und Patienten in die Kaufhäuser zurückgezogen haben?

Wie dem auch sei: Der Ausschluss des Todes aus der Gesellschaft hängt nicht zuletzt mit dem medizinischen Fortschritt in unserem Jahrhundert zusammen. Es ist die Medizin, die der Gesellschaft das Idealbild ihrer selbst vermittelt. Die Religion verkündete einst die Gleichheit der Menschen im Jenseits; die Medizin verkündet sie in der Krankheit. Doch ist die moderne Stätte dieser Gleichheit, das Spital, noch aus einem anderen Grund reizvoll: Die Klinik ist der einzige Ort, wo Geburt und Tod anerkannt sind, sie ist die einzige Bühne, auf der die Gesetze des Lebens zugelassen sind.

Die Beliebtheit der Arztserien muss,

Ärzte

«...wenn ich gleich in dem Besitze der bewährtesten Heilmittel wäre, die Krankheiten des Kopfes und des Herzens aus dem Grunde zu heben, ich doch Bedenken tragen würde, diesen altväterischen Plunder dem öffentlichen Gewerbe in den Weg zu legen, wohl bewusst, dass die beliebte Modekur des Verstandes und des Herzens schon in erwünschtem Fortgange sei und dass vornehmlich die Ärzte des ersteren, die sich Logiker nennen, sehr gut dem allgemeinen Verlangen Genüge leisten, seit dem sie die wichtige Entdeckung gemacht haben: dass der menschliche Kopf eigentlich eine Trommel sei, die nur darum klingt, weil sie leer ist.»
Immanuel Kant

«Denn alles entspringt aus der Seele, das Böse und das Gute dem Leibe und dem ganzen Menschen, und strömt ihm von dorthin zu, wie aus dem Kopfe den Augen. Jenes also müsse

man zuerst und am sorgfältigsten behandeln, wenn es um den Kopf und auch um den ganzen Leib gut solle stehen. Die Seele aber werde behandelt durch gewisse Besprechungen, und diese Besprechungen wären die schönen Reden.»
Platon

«Die Kranken haben sich dem Arzt zu unterwerfen, während er – zu jeder Stunde – im Kontakt ist mit Frauen, mit jungen Mädchen und mit wertvollen Dingen. In Betracht all dieser Dinge ist es nötig, dass der Arzt die Hände rein behält. So muss der Arzt sein: für die Seele und den Körper.»
Hippokrates

«Was den Anspruch des Kranken formiert, ist sein Eintritt in den medizinischen Diskurs. Dieser gleicht dem Eintritt des Kindes in den Diskurs der Mutter. Der Kranke, der den Arzt aufsucht, ist in der Situation eines Kindes, das bei der Mutter Zuflucht sucht.»
Jean Clavreul